



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wagner, Rudolf: Samoa und die Soaner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lassen soll. Wir müssen ihre gesunde, werbende und erhaltende nationale Arbeit unterstützen und dafür mehr Geldmittel aufbringen, als bisher geschehn ist.

Damit kann nicht nur das Ringen um ihr Volkstum den Deutschösterreichern erleichtert werden, die imstande sind, es aus eigener Kraft zu erhalten, sondern man kann auch da unterstützen, wo diese Kraft nicht ausreicht. Schon Korodi weist auf die Deutschen im Banat hin, die in günstig erscheinenden Zeiten so kurzfristig gewesen sind, ihre deutschen Schulen dem Staat zu übergeben, und nun fast keine mehr haben, da die Unterhaltung besonderer deutscher Anstalten sehr kostspielig ist. Im nördlichen Ungarn geht es den Deutschen eigentlich noch schlimmer, und in Galizien wird ein systematischer Kampf gegen die Deutschen geführt, die überall ihre Schulen verlieren, wo ihnen die Kosten unerschwinglich werden. Leider fehlt über die galizischen Deutschen noch ein rein sachlich orientierendes Buch ähnlich dem Korodischen. Da sind überall große Gebiete, auf denen sich deutsche Mittel in der segensreichsten Weise um die Erhaltung des Deutschtums verdient machen würden. „Halte, was du hast“, kann man dem deutschen Volke nicht oft genug zurufen. Seine nationalen Güter liegen nicht unter dem Schutze des Reichsschwertes allein, sie sind weit durch die Lande verbreitet, wohin das Schwert nicht reicht, und wo das Volkstum als solches für Schutz und Erhaltung eintreten muß. Jede Seele, die der deutschen Sprache verloren geht, bedeutet auch einen Verlust an der deutschen Weltgeltung, die nicht durch Renommieren mit den Kürassierstiefeln Bismarcks und nicht einmal durch ein Raffeln mit dem Säbel zu vermehren ist. Das erste kostet zwar nichts, hilft aber auch nichts, und das andre würde zwar viel kosten, aber höchstens neue widerwillige Elemente ins Reich bringen, deren es schon genug hat. Erhaltung und Ausbreitung der deutschen Sprache ist das beste Mittel, um die Geltung des Deutschtums zu erhöhen. Mit Recht hat schon Treitschke gesagt, daß das Volk, dessen Sprache am verbreitetsten auf der Erde sein werde, auch die stärkste Weltmacht werden würde. Ein Blick auf England lehrt, wie sehr er recht hat.

-7-



Samoa und die Samoaner

Von Rudolf Wagner in Berlin



ach der neuesten Denkschrift über die Entwicklung von Samoa war in der Kolonie alles in bester Ordnung, und zur Zeit der Abfassung dieser Denkschrift mag dies auch der Fall gewesen sein. Aber auch als jüngst über den Etat von Samoa im Reichstag verhandelt wurde, stellte die Regierung die vor einiger Zeit gerüchtweise gemeldeten Unruhen in Abrede und betonte mit Entschiedenheit, daß keinerlei Anlaß vorliege, an dem guten Verhältnis zwischen Gouvernement und Eingebornen zu zweifeln. Aber die Regierung hat mit ihrer Eingebornen-

politik Pech. Kaum ist der Kolonialetat verabschiedet, so treffen Nachrichten ein, die das soeben gerühmte gute Verhältnis in ein merkwürdiges Licht stellen. Ja es sieht sogar so aus, als ob man im Reichstag stark Schönfärberei getrieben hätte. Wie schon durch die Tagespresse bekannt geworden ist, sind wirklich in Samoa Eingebornenunruhen ausgebrochen, und zwar sind sie schon ein paar Wochen alt. Am 13. März meldete das Wolffsche Telegraphenbureau, der Gouverneur von Samoa habe drei Kriegsschiffe zur Beruhigung der aufwässigen Eingebornen erbeten, und das eine dieser Kriegsschiffe sei bereits vor Apia eingetroffen, während die andern beiden einige Tage später erwartet würden. Da die Schiffe eine verhältnismäßig weite Fahrt nach Samoa zu machen haben, so mußte die Nachricht von den Unruhen schon einige Zeit im Kolonialamt eingetroffen sein. Man muß doch die Frage aufwerfen, warum der Reichstag und die Öffentlichkeit davon nichts erfahren haben.

Die wie üblich an die offiziöse Unglücksmeldung geknüpft beruhigende Versicherung, daß die Sache nicht so schlimm sei, ist ja recht angenehm zu hören. Nur soll man uns nicht übelnehmen, wenn uns die Tatsache, daß gleich drei Kriegsschiffe notwendig waren, für die Beurteilung der Sachlage maßgeblicher erscheint.

Wir würden über das beredte Schweigen der Regierung im Reichstag nichts weiter sagen, wenn die Unruhen in keinerlei Zusammenhang mit dem zur Beratung gestellten Etat gestanden hätten. Aber es sind im letzten halben Jahre allerlei Stimmen über die Eingebornenpolitik in Samoa laut geworden, deren Beachtung seitens der Regierung oder des Reichstags eine Änderung des Etats in verschiedenen Posten zur Folge gehabt hätte. Die absolute Nichtbeachtung jener Warnungen seitens der Kolonialverwaltung hätte unter Umständen in den gegenwärtigen Unruhen verhängnisvolle Folgen haben können.

Als seinerzeit im Dezember die nachher amtlich dementierten Gerüchte über Unruhen in Samoa über Australien hierher gelangten, wurde an dieser Stelle in der Kolonialen Rundschau (Nr. 1) darauf hingewiesen, daß unsre Position in Samoa sehr unsicher sei und von dem Grade der Zuverlässigkeit der Samoaner abhängt. Besonders wurde beanstandet, daß wir keinen einzigen weißen Soldaten drüben haben, wohl aber eine gutbewaffnete samoanische Truppe, die im Fall eines Aufstandes sehr gefährlich werden könne. Es ist uns nicht bekannt geworden, ob diese auch von verschiedenen andern Seiten unterstützte Warnung bei der Kolonialverwaltung irgendwelche Beachtung gefunden hat. Es scheint nicht der Fall gewesen zu sein.

Es dürfte nützlich sein, wieder einmal die in Samoa geübte Eingebornenpolitik mit ihren — Auswüchsen zu skizzieren. Um nicht mißverstanden zu werden, wollen wir vorausschicken, daß wir im allgemeinen durchaus mit einer Politik einverstanden sind, die auf die Erhaltung des lebensfähigen und schönen Menschenschlags der Samoaner hinzielt und deren angestammter Eigenart nach Möglichkeit Rechnung trägt. Dies muß aber in einer Form geschehen, die uns die Vorherrschaft und dementsprechende wirtschaftliche Vorteile sichert. Und darauf

muß von vornherein Rücksicht genommen werden, denn — frei herausgesagt — wir wissen nicht, wie lange Deutschland die fernen Südseekolonien wird halten können. Doch darüber wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen, aber immerhin bei unserer wirtschaftlichen Kalkulation nicht allzuweitgehende Kredite in Rechnung stellen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß man den Samoanern seinerzeit nach Möglichkeit ihre alte Stammesverfassung gelassen hat, und zwar in der Form einer Selbstverwaltung, die zwar den dortigen weißen Ansiedlern entschieden zu weit ging, aber vom langjährigen Gouverneur Dr. Solf mit Wärme und Energie verteidigt wurde. Sahrelange Zwistigkeiten zwischen Gouverneur und Weißen knüpften sich an diese allerdings an Verhättschelung grenzende Begünstigung der Eingebornen. Die einigermaßen begreifliche Schwäche des Gouverneurs für den schönen und lebenswürdigen Menschen schlug freundschaftliches Verständnis in der Heimat, und die Samoaner durften in altgewohnter Weise in ihrem Eingebornenparlament, den unter dem Vorsitz des *Alii fili* (obersten Häuptlings) *Mataafa* stehenden beiden Körperschaften, nämlich dem „*Taimua*“, fünf den vornehmsten Familien angehörenden Häuptlingen, und der Versammlung der „*Faipule*“, der aus den verschiedenen Landesteilen abgeordneten „*Sprecher*“, Politik spielen. Aber eines Tages gab es auch wieder die altgewohnten Streitigkeiten, und dem Gouverneur blieb schließlich nichts andres übrig, als die Befugnisse der beiden samoanischen „*Kammern*“ zu beschneiden. Es steht ihnen jetzt nur noch beratende Stimme zu, und damit wäre die politische Stellung der Samoaner auf das vernünftige Maß zurückgeschraubt. Die Samoaner waren zwar darob zunächst arg verschnipft, aber sie würden sich wohl damit abgefunden haben, denn die äußere Repräsentation ihrer Selbstverwaltung ist ihnen schließlich wichtiger als der innere Gehalt ihrer Rechte. Aber auch dem drohte Gefahr. Der jetzige *Alii fili*, der würdige *Mataafa*, ist mittlerweile alt geworden, daß mit seinem Ableben gerechnet werden muß. Natürlich haben die beiden Hauptparteien — spähstatterweise eine evangelische und eine katholische — je einen Kandidaten auf Lager, und jede will ihn auch durchsetzen. Daher erbitterter Parteizwist als erster Anlaß zu den gegenwärtigen Unruhen. Nun ist aber bekannt, daß die Regierung nach *Mataafa*'s Tode die Würde des *Alii fili* am liebsten ganz eingehen lassen möchte. Der Gedanke daran macht die jetzt demonstrierende Partei noch rabiater und hat sie sogar zum offenen Widerstande gegen die Staatsgewalt verführt. Aber auch die Regierungspartei ist aus diesem Grunde mißtrauisch geworden. Zwar hält sie nach den erwähnten Meldungen zur Regierung und wird angesichts der deutschen Kriegsschiffe auch bei dieser Haltung bleiben. Ob sie sich aber auch später ruhig verhalten wird, wenn der neue *Alii fili* gewählt oder vielmehr nicht gewählt werden soll, kann man nicht wissen. Gouverneur Solf hat selbst bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland in einem Vortrage die Unzuverlässigkeit und Lügenhaftigkeit der Samoaner geschildert und z. B. von Geldschwindereien des obersten Häuptlings *Mataafa* erzählt, die nach unsern Begriffen sehr bedenklich sind. Bezeichnend ist, daß

nach seiner Ansicht die Samoaner im Gerichtsverfahren nicht zum Eide zugelassen werden können. Was nebenbei beweist, wie phantastisch die Dernburg-Rechenberg'sche Idee ist, den intellektuell viel tieferstehenden afrikanischen Neger zum Eide zuzulassen. Also Dr. Solf scheint trotz aller Samoanerfreundlichkeit den klaren Blick für die praktischen Folgerungen des Eingebornencharakters nicht verloren zu haben. Um so mehr muß man sich wundern, daß er auf der andern Seite der Eitelkeit der Samoaner in geradezu gefährlicher Weise nachgegeben hat, indem er aus einer Anzahl von Häuptlingsjöhnen eine etwa vierzig Mann starke Renommiergarde bildete, die „Fita-Fita“, die mit deutschen modernen Militärgewehren (ich glaube Modell 88) ausgerüstet und von deutschen Unteroffizieren ausgebildet worden sind, also vermöge der dem Samoaner eignen Gewandtheit und Intelligenz einen nicht zu verachtenden Gegner bilden. Wenn wir daneben eine weiße Schutz- oder Polizeitruppe hätten, so ließe sich noch darüber reden, denn man könnte im stillen die vierzig Häuptlingsjöhne als Geiseln für das Wohlverhalten ihrer respektiven Herren Väter betrachten. Aber sogar die kleine Polizeitruppe besteht aus Farbigen. Zwar ist ein großer Teil der weißen Ansiedler wehrfähig und durch den drüben bestehenden Schützenverein waffengeübt, aber die Leute wohnen immerhin zerstreut. Es stehen ihnen im Ernstfall mehrere Tausend Samoaner gegenüber, und viele Hunde sind des Hasen Tod. Dabei hat Samoa nicht einmal Kabelverbindung, die Stationschiffe können also nur auf die Weise von einem etwaigen Aufstand benachrichtigt werden, daß der Gouvernementsdampfer (falls er von den Samoanern noch nicht weggenommen ist) nach der nächsten Kabelstation fährt. Darüber können aber Wochen vergehen. Zeit genug für die Samoaner, alle Deutschen totzuschlagen. Man stelle sich nur einmal die jetzt in der Luft liegende Möglichkeit eines europäischen Krieges vor. Dann wären die Stationschiffe nicht einmal zu erreichen, und die Deutschen wären auf sich allein gestellt. Hundert gegen eins zu wetten, würden sich dann, wie im Jahre 1888, gute Freunde finden, die den Samoanern die Waffen in die Hand drücken würden, damit sie die deutsche Herrschaft abschütteln. Was dann? Derartigen Gefahren dürfen wir mit gutem Gewissen unsre Landsleute nicht aussetzen. Eine kleine, aber gut bewaffnete und mit Maschinengewehren und ein oder zwei Geschützen ausgestattete Truppe bietet in Verbindung mit einer aus den Ansiedlern zu bildenden Landwehr schon eine ganze Menge Sicherheit, wenigstens gegen die Eingebornen, auch wenn sie gut bewaffnet wären.

Die Kosten dürften nicht einmal eine große Rolle spielen. Denn für das Geld, das die „Fita-Fita“ und die teuern Hilfsexpeditionen der Kriegsschiffe kosten, läßt sich unsers Erachtens eine weiße Truppe von fünfzig bis hundert Mann wohl unterhalten. Von verschiedenen Seiten ist im Anschluß an die jüngsten Vorkommnisse ein eignes Stationschiff für Samoa gefordert worden. Unseres Erachtens ist dieses unnötig und viel zu teuer. Wegen der Eingeborenen brauchen wir kein Kriegsschiff. Für diese genügt eine kleine weiße Truppe. Und im Fall eines europäischen Krieges könnte sich das Kriegsschiff

schwerlich vor Samoa halten, und die Kolonie würde gerade im kritischen Fall des Schutzes entbehren.

Demnach sind wir der Ansicht, daß die Regierung klug daran getan hätte, sofort nach Eingang der Aufstandsmeldungen den Etat abzuändern und eine weiße Truppe zu fordern unter Verzicht auf die Mittel der „Fita-Fita“ vielleicht fürs übernächste Jahr. Der Reichstag hätte in Anbetracht der Verhältnisse schwerlich die Erfüllung einer solchen Forderung abgelehnt.

Es mag ja allerdings recht schwer fallen, einzugestehen, daß der gegenwärtige verkehrte Kurs in der Eingebornenpolitik wieder einmal einen Stoß erhalten hat, um so schwerer, als diese Eingebornenpolitik gegenüber dem Ansturm aller ernsthaften Kenner soeben noch mit einer gewissen Schärfe von der Regierung verteidigt worden ist.

Wie gesagt, wir wollen den Samoanern ihr Vergnügen, die politische Kannegießerei, ohne die sie nun einmal nicht leben können, gewiß nicht stören. Man soll sie ruhig ihrer Lust, zu politisieren, zu prunken, zu tanzen und Kawa zu trinken, frönen lassen, aber das Spiel mit deutschen Militärgewehren ist gefährlich und daher unnötig, und außerdem muß dem ganzen politischen Klimbim der Samoaner eine gewisse Machtentfaltung unsrerseits gegenüberstehen, damit die Herrschaften nicht auf dumme Einfälle kommen, sondern immer deutlich vor Augen haben, daß wir die Herren im Lande sind.

Eine deutliche politische Wandlung wäre auch aus dem Grunde vonnöten, weil der Rassenabstand sehr zu wünschen übrig läßt. Heute schon ist die Mischlingsbevölkerung doppelt so stark wie die europäische. Und so darf es nicht weitergehn, sonst können wir das Ende der deutschen Kolonialherrlichkeit auf Samoa beinahe an den Fingern herrechnen. Man könnte dem Rassegefühl und Geschmack der Weißen drüben etwas aufhelfen, wenn man dafür sorgen würde, daß Ehen zwischen Weißen und Farbigen in Samoa ebenso unmöglich sind wie in den andern Kolonien. Dazu gehört allerdings bei der Kolonialverwaltung der ernste Wille, in sämtlichen Kolonien einen Stamm von guten Deutschen zu schaffen, die die deutsche Vorherrschaft den Eingebornen gegenüber deutlich zum Ausdruck bringen. Damit haperts in Samoa. In der neusten Denkschrift steht zu lesen, eingehende Untersuchungen hätten ergeben und es sei auch der Wunsch der Samoaner, daß Land an Europäer in Zukunft nicht mehr abgegeben werden könne. Dieses glauben wir gern, hinter jenes machen wir ein Fragezeichen. Ja, wenn die Samoaner bei ihrem heutigen Grade wirtschaftlicher Tätigkeit verharren, dann allerdings. Aber müssen wir uns denn damit abfinden? Können wir sie denn nicht zu einer intensiveren Bewirtschaftung ihres Landes erziehen? An der Intelligenz fehlt's nicht, nur am guten Willen. Das bisherige System der Arbeitsteilung in der samoanischen Stammesverfassung ist sicher kein Hindernis, im Gegenteil. Das wie die Heranziehung zu intensiverer Wirtschaft ist natürlich Sache der Verwaltung. Allmähliches Steigern, Besteuerung und Beteiligung der Häuptlinge an dem Ergebnis wäre vielleicht der gangbarste Weg.

Sedenfalls sind wir überzeugt, daß auf diese oder ähnliche Weise, wenn man nur ernsthaft will, noch reichlich Land freigemacht werden könnte für europäische Kulturen. Denn bei den heutigen Ergebnissen der wirtschaftlichen Entwicklung können wir doch unmöglich stehn bleiben. Mit ganzen vierhundert deutschen Ansiedlern ist Samoa keine deutsche Kolonie, und um der schönen Augen der Samoaner willen kolonisieren wir doch nicht, um so weniger, als diese allein aus dem Lande nichts machen werden, wenn man sie wie bisher fortwurfsteln läßt.

Wir wollen den gegenwärtigen Zwischenfall nicht allzu tragisch nehmen, denn es schadet immerhin nichts, wenn die Samoaner wieder einmal sehen, daß auch wir außer den im Jahre 1889 im Hafen von Apia untergegangnen Kreuzern Adler und Eber noch ein paar anständige Kriegsschiffe besitzen und den Amerikanern, die unlängst mit ihrem Pazifikgeschwader vor Apia paradierten, wenn es gilt, an Macht nicht nachstehn.

Aber wir wollen wenigstens daraus lernen, daß man eine „eingebornenerhaltende“ Politik nur treiben darf, wenn man sich vor den Eingebornen in Respekt gesetzt und die Machtmittel hat, diesen Respekt auch zu erhalten. Hoffen wir, daß die Regierung endlich die oben angedeuteten Folgerungen aus dem Vorfall ziehen wird. Es ist immerhin Gefahr im Verzug. Ein andermal könnte ein solches Abenteuer minder harmlos ausgehn. Das Denkmal der 1888 gefallnen deutschen Seesoldaten in Apia bleibt eine ernste Mahnung, die wir nicht außer acht lassen dürfen.



Zur Umgestaltung des Rechtsstudiums



o wenig sonst ein jüngerer Jurist berufen und befugt ist, zu einer so weittragenden und bedeutenden Frage wie der im Titel genannten das Wort zu ergreifen, so hat er doch gerade hier selbst vor den ältesten Fachleuten eines voraus: die Unmittelbarkeit der Erfahrung an der eignen Person. Nur zu bald leider verernnt der Lehrer den Standpunkt des Schülers, und doch kann von nirgend her die pädagogische Seite seiner Tätigkeit fruchtbarer beeinflusst werden. Wer dies als Lehrer ignoriert, läuft Gefahr, das Verständnis seiner Schüler, die geistige Fühlung mit ihnen völlig zu verlieren.

Es ist mir immer ungerecht erschienen, die Studierenden der Rechtswissenschaft allein oder auch nur in erster Linie für den anerkanntermaßen in dieser Fakultät herrschenden Mangel an Eifer verantwortlich zu machen. Wie für einen großen Teil der Studierenden, zum Beispiel die angehenden Verwaltungsbeamten, die Aussicht, in der spätern Berufsausübung von den Früchten des